RUFENACH / ULLSTEIN BILDERDIENST

„New York-New York"-Hotel in Las Vegas
Künstlichste aller Kunstwelten

INVESTOREN

Stadt der Sünde

Immer spektakulärere Attraktionen locken Jahr für Jahr gewaltige Besuchermassen nach Las Vegas. Doch nun gehen den Investoren die Ideen aus. Sie setzen wieder verstärkt auf Sex.

Steve Wynn steht vor seinem 50-Millionen-Dollar-Picasso und redet über Sex und Kunst. Draußen auf dem Strip, dem Casino-Boulevard, an dem alle großen Hotels von Las Vegas liegen, sind es schon 30 Grad im Schatten, dabei hat der Tag gerade erst begonnen. Wer nicht an einem Spielautomaten hängen geblieben ist, vertreibt sich die Zeit am Pool oder in einer der klimatisierten Einkaufspassagen.

„Picasso war 50, als er ‚Le Rêve' malte", doziert Wynn und deutet auf das Bild, das eine schlafende Frau zeigt, deren linke Gesichtshälfte man mit ein wenig Phantasie für ein männliches Geschlechtsteil halten kann. So sieht es jedenfalls Wynn. „‚Le Rêve' heißt übersetzt ‚Der Traum'", sagt er. „Und was gibt es für einen älteren Mann Schöneres, als sich vorzustellen, dass seine junge Geliebte von seinem Penis träumt?"

Es ist noch nicht so lange her, da hat Wynn Bilder, auf denen man nicht genau erkennen konnte, was sie eigentlich darstellten, für Kleckserei gehalten. Dann kam er auf die Idee, große Kunst nach Las Vegas zu holen. Und weil er keinen Rembrandt auftreiben konnte, besorgte er sich eben ein paar französische Klassiker.

Ein grandioser Einfall: europäische Meister im Spielerparadies, in dieser künstlichsten aller Kunstwelten, in der nicht einmal das Feuer echt ist, das jeden Abend zur vollen Stunde aus dem Vulkan vor dem Hotel „Mirage" in den Himmel schießt.

Gerade hat Wynn in New York für 15 Millionen Dollar einen Cézanne ersteigert, aber eigentlich interessiert ihn die Sammelei schon nicht mehr. Ein netter Zeitvertreib, doch nichts, wofür es sich zu leben lohnt. Wynn war mal der König der Stadt, ihm haben das „Mirage" gehört, das „Treasure Island", das „Bellagio" – 10 000 Betten, 7000 Spielautomaten, 40 000 Croupiers, Kellner, Putzfrauen, Parkwächter. Vor drei Jahren hat er alles verloren, bis auf seine Bilder und die Kleinigkeit von 500 Millionen Dollar in bar.

Jetzt ist er 61 und will zurück auf den Thron. Deshalb zieht es ihn schon nach zwei Minuten weg von den Monets und Van Goghs in ein Zimmer, in dem sein eigener Traum steht: das Modell eines Hotels, das alles in den Schatten stellen soll.

Schon die Ausmaße, das immerhin lässt sich sagen, sind enorm. Der Golfplatz ist so riesig, dass auf dem Grün eine komplette Kleinstadt Platz hätte. Wo die Konkurrenz einen Avis-Schalter hat, gibt es bei Wynn eine Maserati-Vertretung, und von der Spitze des künstlichen Berges, der sich vor dem Eingang erheben soll, kann man später über ganz Las Vegas sehen. „Wer dieses Hotel einmal betreten hat, wird es nie mehr verlassen wollen", sagt Wynn und lächelt.

Mehr als zwei Milliarden Dollar wird der Bau des Palastes gekostet haben, wenn er im Frühjahr 2005 schließlich steht. Im Augenblick sind die Außenarbeiten am Rohbau im zehnten Stock angekommen, und mit jedem neuen Stockwerk steigen auch die Wetten, ob es Wynn gelingt, mit seinem neuen Superhotel zwei Millionen Dollar am Tag einzunehmen. Das ist die Grenze, ab der sich das Investment auszuzahlen beginnt.

Es ist ein kühner, geradezu irrwitziger Einsatz – und insofern der Stadt durchaus würdig, die seit jeher vom Glauben lebt, dass nur groß gewinnt, wer auch groß wagt. Ein Scheitern wäre nicht nur für Wynn eine Katastrophe. Es wäre der Beweis, dass Las Vegas an seine Grenzen gestoßen ist. Zum Mythos von Las Vegas gehört ja, dass in der Wüstenstadt alles möglich ist. Deshalb zieht sie nicht nur alle Arten von Glücksrittern an, sondern auch die Sorte von Leuten, die vor jeder größeren Ausgabe erst einmal einen ganzen Stamm Anwälte konsultieren.

VOLKER CORELL

Casino-Legende Wynn: *„Ich wollte raus"*

Was vor ziemlich genau 100 Jahren mit ein paar Zelten am Rand einer Bahnstrecke begann, ist heute die am schnellsten wachsende Großstadt Amerikas. Daran haben nicht einmal der 11. September oder der Irak-Krieg etwas geändert.

35 Millionen Besucher kamen im vergangenen Jahr, 20-mal so viel wie die Stadt Einwohner hat, was Las Vegas zugleich zum meistbesuchten Ort der Welt macht. Und weil an jedem Hotelbett im Schnitt vier Arbeitsplätze hängen, entsteht

jeden Monat ein neues Viertel, 4200 Häuser mit Vorgarten und Carport, einander zum Verwechseln ähnlich.

Rund zwölf Milliarden Dollar haben internationale Investoren in den vergangenen zehn Jahren für immer spektakulärere Attraktionen in die Wüste gepumpt. Sie haben eine etwas gestutzte Variante des Eiffelturms an den Strip gesetzt, ein Klein-Venedig, komplett mit Gondeln und Kanälen, eine garantiert verbrechensfreie Vermuss als Spieltische und ein Bett für ein paar Stunden Schlaf. Dass er am Ende alles binnen weniger Stunden an seinen ärgsten Konkurrenten, den Hotel-Tycoon Kirk Kerkorian, verlor, hat seinen Mythos nur verstärkt: Las Vegas liebt auch große Abgänge.

Wynn hatte sich mit einem schlechten Börsenkurs erwischen lassen, und als Kerkorian überraschend ein Angebot auf den Tisch legte, fehlte ihm das Geld, um die Übernahme abzuwehren. „Ich war müde, ich wollte raus“, sagt Wynn heute – es klingt nicht wirklich überzeugend.

VOLKER CORELL

Cirque-du-Soleil-Revue: *Ein wenig mehr Verruchtheit*

sion von New York. Nirgendwo ist auf eine Strecke von rund drei Kilometern so viel Geld in so kurzer Zeit geschüttet worden.

Bislang ging das gut, weil es die Hotelkonzerne, die sich die Stadt aufteilen, verstanden haben, immer neue Märkte zu erschließen. Erst lockten sie die Billigtouristen, die so lange mit Steak und Hummer für 3,99 Dollar abgefüttert wurden, bis sie ermattet in die Drehsessel vor den Automaten sackten. Dann Millionen amerikanischer Angestellter, die in einem der Riesensäle ihre Kongresse abhalten. Und schließlich die Familien, für die man Wasserrutschen und Streichelzoos installierte, damit die Eltern kein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn sie mit ihren Kindern Ferien im Zockerparadies verbringen.

Doch in jüngster Zeit ist die Kapitalwalze ins Stocken geraten. Es scheint, als habe die Stadt ein wenig die Orientierung verloren. Es gab hochfliegende Pläne, neben das „Paris Las Vegas“ und das „New York-New York“ auch noch ein Miniatur-London zu setzen und ein San Francisco. Aber dann galt die Idee des Themenhotels plötzlich als ausgereizt.

Für fast ein Jahrzehnt hat der Selfmade-Milliardär Wynn die Entwicklung der Stadt bestimmt. Er war der Erste, der erkannt hatte, dass man den Massen mehr bieten

Nun regieren die „Anzüge“, wie die Manager der Hotelkonzerne etwas verächtlich genannt werden. Sie haben vielleicht keine so tollen Ideen, aber dafür wissen sie genau, wie man auch in mageren Jahren den Profit steigert und welche Beleuchtung und Deckenhöhe die Spieler in einem Casino zum Sitzenbleiben animiert.

Irgendwer hat jetzt ausgerechnet, dass die besten Kunden noch immer Männer zwischen 25 und 45 sind. Und weil diese Besuchergruppe es gern etwas wilder und lauter hat, haben sie in den Verwaltungsetagen der Konzerne beschlossen, dass ein wenig mehr Verruchtheit nicht schaden könne. Wenn sich Glücksspiel als Unterhaltungsprogramm für jedermann anbieten lässt, warum dann nicht auch Sex?

So schickt das „MGM Grand“ nun jeden Abend zwölf barbusige Mädchen auf die Bühne, deren Kostüme im Lauf der Show auf die Größe eines Tesastreifens schrumpfen. Das „Treasure Island“ hat die Hälfte seiner Piraten ausgemustert, die dort alle Stunde zur Seeschlacht antraten – ihre Rolle haben halb nackte Meerjungfrauen übernommen. Und im „New York-New York“ hatte gerade die neueste Produktion des Cirque du Soleil Premiere, „Zumanity“, eine 15-Millionen-Dollar-Revue, in der der Trapezakt zur Fesselnummer wird und die Wasserakrobatik im lesbischen Liebesspiel endet.

„Wer nach Las Vegas kommt, will seinen Job vergessen, seine Verpflichtungen, die Schulden, die auf dem Haus lasten“, sagt Anthony Curtis. „Es ist das Ticket zu Dingen, die man normalerweise nie tun würde.“ Jahrelang hat Curtis sein Geld als Blackjack-Profi verdient, bevor er auf Journalismus umsattelte. Jetzt gibt er ein Heft heraus, das Besuchern verrät, wo sie die billigsten Zimmer bekommen, die üppigsten Büfetts, die günstigsten Cocktails. „Die Stadt hat sich so lange als familienfreundlich präsentiert, wie das gut fürs Image war. Nun haben viele Casinos das Gefühl, dass sie es mit der Familiengeschichte ein wenig übertrieben haben.“

Die Oben-ohne-Nummern in den Hotels sind auch eine Antwort auf die Striplokale, die überall aufmachen. Auf der anderen Seite der Schnellstraße, die Las Vegas teilt, hat vor einigen Monaten das „Sapphire“ eröffnet. 25 Millionen Dollar steckten die Macher in das Unternehmen, 6000 Tänzerinnen sind in ihrer Kartei. Um der Konkurrenz das Geschäft ein wenig zu erschweren, haben die großen Casinos ein Gesetz durchgeboxt, dass es Stripperinnen verbietet, sich anfassen zu lassen. Also keine 20-Dollar-Noten mehr zwischen Silikonbrüsten.

Aber wie weit darf es gehen? Ziemlich weit, wenn es nach dem Mann geht, dem das im Augenblick angesagteste Hotel gehört. Nach Lage der Dinge waren es George Maloof Jr. und sein „Palms“, denen das Verdienst gebührt, als Erste an die alten Zeiten angeknüpft zu haben, in denen Las Vegas noch „Sin City“ hieß, Sündenstadt.

Natürlich war es das „Palms“, in dem der „Playboy“ vor ein paar Wochen seinen 50. Geburtstag feierte. Und es war zumindest eine clevere PR-Idee, einige Suiten mit Eisenstangen für Stripperinnen auszustatten. Warum nicht gleich Oben-ohne-Kellnerinnen am Roulettetisch? „Interessante Idee“, sagt Maloof, „es könnte allerdings Probleme mit den Hygienevorschriften geben.“ Eine Menge Leute in Las Vegas glauben im Moment, dass Maloof, der gerade 39 wurde, eine große Zukunft vor sich hat.

So gesehen ist es vielleicht auch kein Wunder, dass Konkurrent Wynn nun vor den Eingang zu seinem Hotel diesen Riesenberg schütten lässt und um sein Anwesen auch noch eine meterhohe Mauer ziehen lassen will. Wynn verkauft das als radikal neues Konzept. Ein Megahotel, das seine Gäste gerade dadurch anlockt, weil es von außen nichts zu sehen gibt.

Man könnte auch sagen, dass er die Stadt ausschließt, die nun Eisenstangen in Hotelzimmern aufregender findet als 50-Millionen-Dollar-Picassos. Vielleicht hat Wynn einfach beschlossen, dass er Las Vegas nicht mehr braucht. JAN FLEISCHHAUER